



Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt

Tageblatt Annaberger Wochenblatt Hauptzeitung des Obererzgebirges

Ein Totensonntag-Gang über den Annaberger Friedhof.

Von Fritz Deubner-Annaberg.

„Ach, wen man trägt durch diese Linden, der wird den Weg nicht wiederfinden“, sagt um 1800 der Annaberger Dichter Grund von den alten Linden vor der Hospitalkirche am Eingang zu unserm nun 430 Jahre alten Gottesacker. Wie vieles hat sich geändert an ihm seit seiner Anlage im Jahre 1507, als der erste Friedhof an der Annenkirche nicht mehr zureichte wegen der wachsenden Einwohnerzahl unserer Bergstadt und der vielen Toten infolge der 1506 ausgebrochenen Pest. Aber so vieles auch neu und anders geworden an der Stätte der Toten, einst wie jetzt raunt aus den „Hügeln der Heimat“ — so heißen die Gräber in der Eddasprache — das ernste Mahnen der Vergänglichkeit alles Irdischen. Trost für die Trauernden aber kommt jetzt wie einst von dem mächtigen Symbol der Hoffnung auf unserm „Totenfelde“: von der Auferstehungslinde, die einst einen Ungläubigen von dem Auferstehen der Toten überzeugt haben soll. Sie steht im ältesten Teil des im Laufe der Zeit zweimal vergrößerten Friedhofes, der noch so manches andere Erinnern birgt an einst. Vor allem an unsere Barbara, deren Grabmal die ewige Wahrheit der Eddaworte bestätigt:

„Besitz stirbt, Sippen sterben, du selbst stirbst wie sie; eins weiß ich, das ewig lebt: des Toten Tatenruhm“.

Wahrlich, der Nachruhm für Barbara Uttmann wird im Erzgebirge nie untergehn! Dieses Grabmal für die große Wohltäterin des Erzgebirges

ward 1834 errichtet. Vordem schmückte eine Messingplatte ihre letzte Ruhestätte; auf der war nach damaliger Sitte ehrend die Zahl ihrer Nachkommenschaft vermerkt: „Tres Alters 61 Jar, hat erlebet 64 Kinder und Kindeskinde“. Welch starker Sippensinn prägt sich aus in dieser hochachtenden Anerkennung der Frau als Trägerin der kommenden Geschlechter. Oft noch viel ausführlicher finden wir solche Angaben auf den alten verwitterten Grabmalen

aus dem 17. und 18. Jahrhundert, z. B.: Zeugete durch Gottes Segen 10 Kinder, 4 Söhne und 6 Töchter, führete Ihren betäubten Witwenstand Christlöblich bis ins 30. Jahr“. — Oder: „Erhielt aus dieser Ehe einen Sohn und eine Tochter, w. beyde verstarben... Das zweyte mal (verheiratet) den 14. May 1736 mit... zeugte mit ihm 7 Söhne und 4 Töchter. Achte von diesen sind vor ihr her gestorben, drey Söhne aber noch am Leben und ein Enkel“. — „Verheiligte sich 1764 zum 1ten mal, zeugte 8 Kinder, davon noch 2 am Leben sind. Verheiligte sich zum 2ten mal 1775 und zeugte 9 Kinder, davon 5 leben.“

Ein gesundes Volksempfinden spricht aus dieser augenfälligen Betonung der Nachkommen. Auch sonst lassen die alten Inschriften einen ausgeprägten Sippensinn erkennen. Wie Ehrenmale muten uns jene Grabsteine an, die des Verstorbenen Tugenden und Leistungen, seinen „rühmlich geführten Lebenswandel“ lobend der Mitwelt kundtaten. Da heißt es z. B.:



Das Grabmal des Bürgers und Tuchmachers Seelig und Frau aus dem Jahre 1775. Es ist charakteristisch für jene Zeit, die durch Büsten oder Reliefs die Bilder der Verstorbenen feilhielt. (Aufnahme: Hoffnung Deubner.)

„Sie wird ihrer Rechtschaffenheit und anspruchslosen Tugenden wegen jedem, der sie kannte, unvergänglich bleiben“; — „der wegen seiner wahren und von aller Heuchelei entfernten Tugend, sonderbaren Klugheit, hochmüthlichen Kunst und Wissenschaft und herzhafteigheit berühmte ...“; — „er war ein frommer und gottesfürchtiger Mann, hatte die Bibel 16 mal ganz durchgelesen und dieselbe zum 17. mal begonnen, als er starb.“ — „Sein reich ausgebildeter Verstand, sein scharfes Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne, sein fester Sinn für das Göttliche, sein rastloser Eifer im Guteswirken, sein treues Hangen an seinen Lieben, sein würdig ausempfundener letzter Schmerz bürgen ihm seine Krone und sichern ihm Dank und Liebe hier. Ihm weisen diesen Denkstein seine Gattin, 4 Töchter, 3 Schwiegerköhne und 13 Enkel.“

Beim Entziffern nun der oft zweihundert und mehr Jahre alten Grabsteine, die glücklicherweise bewahrt werden auf unserm Trinitatisfriedhof, fällt uns auch die von heute abweichende Ausdrucksform auf. Folgende Redewendungen lassen das deutlich erkennen: „Was sterblich an ihm war, ruhet unter diesem Grabhügel“; „allhier ruhen die irdischen Ueberreste“; „hier liegt der Körper unserer guten ausgeschiedenen“; „ihr Geist schwebte zu Gott“; „nach dem Willen Gottes endete ihr tätiges Leben“; „in dieser seiner Schlaf- und Ruhe-Kammer liegt begraben der Leib“; „dieses Denkmal der Liebe bezeichne die Ruhestätte“; „auf den Ruf unseres allmächtigen Gottes starb plötzlich“. Mit großer Vorliebe verfaßte man die Grabinschrift ehemals auch in Gedichtform, und bei ihrem

Lesen werden wir oft an die bekannten originellen Marterlsprüche erinnert. Sehr sinnig aber spricht uns heute noch folgender Vers an, der an einem Grabe in der Nähe der Auserstehungslinde steht:

Sanft weh im Hauch der Abendluft
Die Lindenblüth um eure Gruft,
Wenn Sehnuchtsstränen fallen.
Nie soll, bis uns der Tod befreit,
Die Wolke der Vergessenheit
Der teuren Eltern Bild umwallen.

Man begnügte sich oft nicht mit der Aufzählung der lobenswerten Eigenschaften, sondern man erwähnte auch allerhand Lebensumstände, wie Reisen, Herkunft, Entwicklungsgang, kurz, man schrieb den ganzen Lebenslauf auf den Grabstein. Da waren denn die einst im Erzgebirge üblichen metallenen Buchschreine an den Grabkreuzen sehr angebracht. Sie schützten die Inschrift vor der Zerstörung durch Wetters Unbill. Ein solches eigenartiges Grabkreuz ist im Erzgebirgsmuseum noch zu sehen.

Viele schöne alte Grabsteine mit tiefer Symbolik enthält unser Friedhof. Dort sehen wir einen abgebrochenen Baumstamm, eine zersplitterte Säule, da die verlöschende Lebensfackel. Gediegene Bildhauerkunst offenbart uns den Schmaltessinn unserer Vorfahren und so stellen diese alten Grabmale wertvolles Kulturgut dar, das unserer Beachtung und Schonung wert ist.

Kampf um Grube



Hammerkott

Roman von Ernst Grau

„Weil ich Sie nämlich gleich selbst mitnehmen werde“, sagte er und freute sich, daß ihm diese Ueberrumpelung so gut gelungen war. „Nein, nein ... widersprechen Sie mir jetzt nicht mehr. Das Rad wird hier auf das Trittbrett gestellt und festgebunden ... so ... sehen Sie, geht ganz famos ... und nun steigen Sie ein ... Sie können das Rad zur Sicherheit noch festhalten ... so! Nun ... alles in Ordnung? Gut ... dann los!“

Zu ihrer eigenen Verwunderung kam sie bei alledem überhaupt nicht mehr zu Worte. Seine Stimme hatte mit einem Male etwas Zwingendes, Befehlendes an sich, das keinen Widerspruch duldete. Alles ging Zug um Zug, wie er es anordnete. Als sie einigermaßen zur Besinnung kam, waren sie schon in Fahrt.

Eine Weile saßen sie so schweigend nebeneinander. Renate wußte nicht, ob sie sich ärgern oder zu allem ja und amen sagen sollte. Hätte sie diese Situation voraussehen können, wäre sie natürlich mit der Bahn gefahren. Sie hatte den Vater, der nach seiner Genesung gleich wieder zum Training nach dem Nürburger Ring fuhr, bis Köln begleitet und war nun auf dem Wege nach Esser, wo sie übernachten wollte, um morgen früh nach Hammerkott weiterzufahren. Nun mußte diese verwünschte Panne dazwischenkommen. Es war zu dumm!

Ihm gefiel dieses schweigende Nebeneinandersitzen nicht sonderlich.

„Nun ... wie fährt es sich denn in einem so feudalen Wagen?“, bemerkte er wie beiläufig und schielte vorsichtig zu ihr hinüber. „Gut ... ja?“

Sie sah abweisend geradeaus.

„Nachtragend sein, ist ein Vorrecht kleinlicher Menschen“, dozierte sie als Antwort. „Also passen Sie auf, daß ich Sie nicht falsch einschätze ... sofern ihnen daran gelegen ist.“

„Ich möchte sogar sehr darum bitten. Uebrigens ... ich heiße Werner ...“

Seine stets gleichbleibende, unbekümmerte Gradheit entwaffnete sie.

„Und mich nennen die Menschen Reni“, fiel sie etwas lebhafter ein. Ohne es eigentlich zu wollen, begann dieses Abenteuer ihr Spaß zu machen.

„Vorname oder Zuname?“ fragte er belustigt.

„Dieselbe Frage könnte ich auch an Sie richten, Herr

Werner. Sie scheinen übrigens sehr viel Talent zum Untersuchungsrichter zu haben.“

Du hättest mich ja aussprechen lassen können, dachte er. Bleiben wir also beim Werner. Reni wird vermutlich auch nicht stimmen.

„Ja ...“, meinte er schmunzelnd, „Menschen, die man so von der Landstraße aufliest ... da muß man doch wissen, mit wem man es zu tun hat. Sind Sie hier in dieser Gegend zu Hause?“ forschte er ungeniert weiter.

„Wie man's nimmt ... ja und nein.“

„Komischer Fall“, bemerkte er trocken. „Also irgendwo ausgerückt, was?“

Ein ganz unglaublicher Kerl, dachte Renate. Aber sie vermochte nicht mehr, ihm böse zu sein.

„Die Sache ist mehr langweilig als komisch. Ich habe hier eine Stellung als Sekretärin bei einem großmächtigen Generaldirektor angenommen.“

Er nickte befriedigt. Sehr gut. Da hatte man also die angenehme Aussicht, sich gelegentlich einmal wiederzusehen, stellte er bei sich fest.

„In Esser?“

Diese Frage klang schon sehr viel ernsthafter, so daß sie ebenso ernsthaft antwortete:

„Ja ... wenigstens in der Nähe.“

„Nun ... hoffentlich haben Sie da Glück mit ihrem neuen Brotherrn“, meinte er und mußte unwillkürlich an Terbrüggen denken. „Ich selbst arbeite übrigens auch hier herum irgendwo ...“

„In der Stadt?“

Es fiel ihr gar nicht auf, daß sie jetzt selbst begann, Fragen zu stellen.

„Nein ... etwas weiter draußen ... auf Zeche Hammerkott. Aber wenn Sie hier fremd sind, dürfte ihnen dieser Name wenig sagen ...“

Hammerkott! Renate saß wie geschlagen. Das hatte ihr noch gefehlt. Gewiß, der Mann neben ihr war bestimmt nicht der übliche Geselle, für den sie ihn zuerst gehalten hatte. Aber trotzdem ... mochte er ihr auch gefallen, es ging ganz einfach nicht an. Wenn sie sich nicht von vornherein unmöglich machen wollte, mußte sie trachten, dieses Abenteuer so schnell als möglich zum Abschluß zu bringen, ehe es erst weitere Kreise zog.

Es war keine Schande, aber mit ihrer künftigen Stellung auf Hammerkott war es doch nicht gut vereinbar, mit einem der Zechenleute befreundet zu sein. Noch dazu mit einem Junggesellen, der sich hernach womöglich allerhand Hoffnungen machte. Auf die Erbin der Zechen Hammerkott hatte schon in Berlin so mancher vergeblich Jagd gemacht. — Er deutete ihr langes Schweigen anders.

„Langweiliges Thema, wie? Sprechen wir also lieber von uns.“

„Aber nein“, fiel sie schnell und fast ängstlich ein, „ich höre sogar sehr gern etwas darüber. Es ist gewiß ein großer Betrieb . . . diese Zechen Hammerkott?“ Unter allen Umständen wollte sie verhüten, daß das Gespräch wieder auf persönliche Dinge abglitt. Man mußte ja sowieso bald an Ort und Stelle sein. Er nickte.

„Es geht an. Annähernd viertausend Menschen arbeiten auf Hammerkott, ohne den Besitzer der Grube. Doch der zählt nicht weiter mit“, setzte er ohne besondere Absicht hinzu. Er hätte in diesem Augenblick lieber von anderen Dingen gesprochen.

Doch diese so nebenbei hingeworfene Bemerkung trieb ihr wieder das Blut ins Gesicht. So also sprachen die Leute hier vom Vater?

„Wie soll ich das verstehen?“

Ihr Frage kam so rasch und drängend, daß er verwundert aufsaß.

„Ist das so interessant?“

Sie fing seinen überraschten Blick auf. Sollte er sie durchschaut haben? Aber das war ja ganz unmöglich. Sie war seit ihren Kinderjahren nicht mehr in Hammerkott gewesen, man hatte sie dort sicher schon vergessen. Außerdem hatte sie sich so verändert, daß sie schwerlich jemand wiedererkennen würde. Nein, er hatte bestimmt keine Ahnung, wer hier neben ihm saß.

„Es interessiert mich nicht sonderlich, aber es hört sich doch immerhin recht merkwürdig an. Der Betriebsführer eines so großen Werkes müßte doch eigentlich an erster Stelle mitzählen.“

Er zuckte die Achseln. Lächerlich, daß sie von diesem Thema nicht abzubringen war. Was ging sie Hammerkott und die Zechen an? Eine komische Sippe, diese Mädels von heute, räsonierte er innerlich.

„Müßte er. Natürlich. Aber unter uns gesagt, Fräulein Reni, ich begreife das ja auch nicht so ganz.“ Er sah, wie sie ihm gespannt zuhörte und das eben noch gelästerte Thema machte nun ihn wieder warm. „Der Mann hat eine der größten und ergiebigsten Gruben im ganzen Kohlenpott, die noch in Privatbesitz sind. Es muß ein geradezu wunderbares Gefühl sein, einen solchen Besitz in der Hand zu halten. Und er, er kümmert sich keinen Deut darum. Aber wenn Sie sich schon einmal in den Sportberichten umgesehen haben, da können Sie den Namen Hammerkott alle Tage finden.“

Falschheit steh mir bei, dachte sie und tat sehr verwundert. „Der berühmte Rennfahrer . . .? Das ist der Besitzer der Zechen Hammerkott?“

„Ja, ja“, nickte er bestätigend. „Der Name geht Ihnen ja schon ganz geläufig von der Zunge. Sehen Sie, dafür opfert ein solcher Mann seine Zeit. Heute in Berlin, morgen in Paris und übermorgen in Rom oder Monte Carlo oder sonstwo, immer auf der Jagd von einer Rennbahn zur andern. Kaum, daß er zwischendurch mal für einen Sprung herankommt, um ein paar wichtige Unterschriften zu geben. Ich möchte nur wissen“, ereiferte er sich immer mehr, „was aus diesem herrlichen Betrieb werden wird, wenn er sich bei einem solchen Rennen mal den Hals bricht. Denn einen Sohn, der das alles weiterführen könnte, hat er nicht . . .“

Vielleicht hat er aber eine sehr tüchtige Tochter, hätte sie jetzt am liebsten gesagt. Aber so dumm sah dieser Herr Werner nicht aus, daß er sie dann am Ende nicht doch durchschaut hätte.

„Nun . . . und solange, bis sich dieser Herr Hammerkott den Hals gebrochen hat, wie Sie menschenfreundlicher Weise bemerkten, solange führen Sie dort den Betrieb?“

Sie konnte sich diese spöttische Frage nicht versagen, obgleich sie ihn eigentlich nur zum Weiterprechen bringen wollte. Doch er war jetzt nicht in der Stimmung, auf diesen Ton einzugehen.

„Ich tagiere, daß ich dann einen anderen Wagen fahren würde“, meinte er nur. „Der Mann, der vorhin in der großen, blauen Limousine hier vorbeiraste, vielleicht haben Sie darauf geachtet, das war der Direktor Terbrüggen von der Zechen Hammerkott.“

Richtig, fuhr es ihr durch den Sinn, das war ja der Wagen, den der Vater mit ihr zusammen auf der letzten Automobil-Ausstellung gekauft hatte und der dann nach Hammerkott geschickt wurde.

Es war inzwischen vollends dunkel geworden. Die Bäume auf der Landstraße huschten schwarz und schattenhaft vorüber. In der Ferne wurden schon deutlich die Lichter der Stadt sichtbar.

„Unserer kommt wohl kaum einmal an einen solchen Posten heran“, sagte er nach einer Weile, in der jeder seinen eigenen Gedanken nachhing. „Oder man ist inzwischen alt und grau geworden und hat dann nicht mehr die rechte Freude daran, vielleicht auch nicht mehr die rechte Lust am Schaffen. Wenn ich darüber nachdenke, begreife ich diesen Hammerkott immer weniger . . .“

„Möglicherweise leistete er in seinem Fach aber auch etwas . . .“, wandte sie zögernd ein.

„Gewiß tut er das“, eiferte er gleich weiter. „Ohne Zweifel sogar. Ich kenne ihn ja. Was er tut, das tut er gewiß ganz. Aber es ist doch etwas anderes, auf seinem eigenen Besitz schalten und walten zu können, als draußen in der Welt herumzujagen und hier alles fremden Leuten zu überlassen, von denen er doch nie weiß . . .“

Er hielt inne. Was redete er da nur zusammen. Es war ja Unsinn, daß er diesem wildfremden Mädchen alle diese Dinge erzählte, die einem Unbeteiligten doch ganz gleichgültig sein mußten. Und wer wußte, wo sie morgen in Dienst trat und wo sie sich dann vielleicht mit ihren Kenntnissen groß tat. Ein Glück, daß er sich noch rechtzeitig besonnen hatte. Er war gerade im besten Zuge gewesen, von Terbrüggen und seinem merkwürdigen Privatsekretär zu sprechen.

„Warum erzählen Sie nicht weiter, Herr Werner?“ fragte sie nach einer Pause, während sie unter den ersten Straßenlaternen der Vorstadt von Essen dahinfuhren.

„Ach . . . es hat ja alles doch keinen Zweck“, wehrte er achselzuckend ab. „Auch das mit dem eigenen Besitz ist am Ende auch nur eine Redensart . . .“

„Wieso? Das verstehe ich nicht?“

„Nun ja. Wenn es sich hier um Grund und Boden handelt, darf man da überhaupt noch von einem persönlichen Besitz sprechen?“

„Warum nicht? Wenn einem eine Grube oder sonst ein Stück Land nun einmal als Eigentum gehört?“

„Das ist es ja eben: gehört! Wie kann einem Menschen ein Stück dieser Erde gehören? Gehört die Erde nicht allen Menschen zugleich? Oder hat der liebe Gott bei der Erschaffung der Welt gesagt: diese soundsso viel Quadratmeter dort gehören dem Herrn Walter Hammerkott? Die habe ich extra für diesen erschaffen? Glauben Sie das? Nein, Fräulein Reni, so ist es bestimmt nicht gewesen. Die Erde gehört allen Menschen, die darauf wohnen und höchstens den einzelnen Völkern darauf ist ein bestimmter Lebensraum zugewiesen. Aber der einzelne kann nie der Besitzer, er kann höchstens der Verwalter dieses Fleckchens Erde sein und ist seinem Volke dafür verantwortlich. Aber was erzähle ich Ihnen da alles . . .“

„Sie sind nicht sehr glücklich, Herr Werner?“, fragte sie zaghaft.

Er hob die Schultern und schwieg. Erst nach einer Weile sagte er:

„Glücklich . . .? Es kommt darauf an, was man unter Glück versteht.“

Die Frage in ihren Augen forderte Antwort, und er fuhr fort:

„Ich glaube, das echte Glück liegt nur im Zufriedensein . . . Zufriedensein mit sich selbst . . . mit seinem Schaffen . . . seinem eigenen Können. Aber“, er sah sich unterbrechend nach ihr um, „wir sind bereits in Essen . . . wo darf ich Sie da absetzen . . .?“

Sie fand sich nach diesem plötzlichen Uebergang nicht so schnell zurecht. Was er da eben gesagt hatte, hatte sie bisher noch von niemand gehört.

„Am liebsten in einer großen Garage, wo man mir die Maschine gleich instandsetzen kann.“

„Gut . . . dann sind wir am Ziel.“

Schade, dachte sie, denn sie hätte ihm gern noch weiter zugehört. Und gleich darauf: Gottseidank! Ihr fiel wieder ein, was ihr morgen bevorstand, und was sie sich vorhin vorgenommen hatte. Aber es war doch, als ob ein inneres Frohsein mit diesen Gedanken von ihr abfiel.

„Werde ich Sie einmal wiedersehen, Fräulein Reni . . .?“,

fragte er nach einer kleinen Pause zögernd. Er ärgerte sich, daß er bei dieser Frage rot wurde, wie ein Schuljunge. Glücklicherweise war es dunkel, daß sie es nicht sehen konnte. Zu dumm!

Die unvermeidliche Frage. Sie hatte natürlich gewußt, daß sie am Ende dieser Fahrt kommen würde und sie hatte sich auch schon ihre Antwort zurechtgelegt.

„Das hängt von allen möglichen Umständen ab, Herr Werner. Aber wenn es sich einmal machen läßt . . . ich weiß ja, wo Sie zu finden sind.“

Diese Antwort befriedigte ihn wenig. Er fuhr jetzt ganz langsam. Die Garage war keine zweihundert Meter mehr entfernt. Und ihm war mit einem Male, als hätte er ihr eigentlich noch so vieles zu sagen.

„Ist das nicht etwas unbestimmt, Fräulein Reni?“, sagte er bittend.

Sie lächelte ihm zu.

„Möglich. Aber dafür ist es auch ehrlich. Was hätten Sie davon, wenn ich Ihnen jetzt etwas Festes verspreche und hielte es hinterher nicht?“

Er sah ihr voll in die Augen und sie wich diesem Blick nicht aus.

„Ich glaube, Fräulein Reni, Sie sehen nicht so aus, daß Sie etwas versprechen würden, um es dann nicht zu halten“, sagte er ernst und eindringlich.

„Danke“, lachte sie. Ganz ungewollt freute sie sich über diese Antwort. Aber gleich rief sie sich wieder zur Ordnung. „Sind wir angelangt?“

„Leider“, seufzte er in komischer Verzweiflung. „Wir sind am Ziel . . .“

Dabei lenkte er den Wagen in den breiten Garagenhof und war dann dem Wagenmeister behilflich, das Rad herunterzunehmen.

Sie stand daneben und sah zu. Schade, fuhr es ihr noch einmal durch den Sinn.

Dann reichte sie ihm die Hand.

„Haben Sie vielen herzlichen Dank, Herr Werner. Und . . . auf Wiedersehen.“

Er hielt die schmale, kräftige Hand fest in der seinen. „Und ich sehe Sie bestimmt wieder? Versprechen Sie mir das?“

„Das verspreche ich Ihnen“, sagte sie, fast gegen ihren Willen. Sie fühlte sich recht schuldbewußt bei diesen Worten.

Es würde ein Wiedersehen geben, wie er es bestimmt nicht erwartete.

*

Als Direktor Terbrüggen am Montag früh sein Privatkontor betrat, hatte Meinders wie üblich die Post bereits geöffnet und sortiert.

„Was Besonderes heute?“ fragte Terbrüggen nach knapper Begrüßung, während er Hut und Mantel sorgfältig in den Schrank hängte und seine etwas gedrungene Figur im Spiegel musterte.

„Eigentlich nicht“, kam es gelangweilt vom Tisch her zurück. „Die Wörmann-Linie bestätigt endlich das neue Kohlenlieferungsabkommen, was ja vorauszusehen war. Sonst alles laufende Sachen. Ein Privatbrief von Hammerkott an Sie ist noch dabei . . .“

„So? Woher schreibt er denn?“ fragte Terbrüggen ohne sonderliches Interesse zurück. Er hatte sich inzwischen an seinen Platz gesetzt und nahm den Brief in die Hand. „Aus Köln . . . da ist er vermutlich wieder auskuriert und fährt nun nach dem Nürburgring . . . na, meinerwegen . . .“

Er zündete sich genießerisch eine Zigarre an, dann schnitt er den Brief auf und las. Solche Briefe kamen öfter und es war meist nichts Eiliges oder gar Aufregendes daran. Meinders saß ihm gegenüber, rauchte seine Zigarette und sah müßig zu. Doch er wurde aufmerksamer, als er sah, daß der andere einen roten Kopf bekam.

„Lächerlich! So etwas hat uns hier noch gefehlt“, schimpfte Terbrüggen vor sich hin, während er die wenigen Zeilen überflog. „Wirklich . . . es ist . . .“

„Was gibt es denn?“ unterbrach ihn Meinders und zerdrückte den Rest seiner Zigarette.

„Da . . .“, Terbrüggen warf ihm das Papier zu, „lesen Sie meinerwegen selbst. Ein sehr tüchtiges Mädel, das sich hier in den Betrieb einarbeiten will . . . wird was rechtes sein . . . als ob wir hier ein Pensionat für höhere Töchter hätten.“

Meinders hatte den Brief aufgenommen. Er lachte beim Lesen leise vor sich hin. Eine bittere Pille, mein Lieber, dachte er belustigt. Aber diesem Terbrüggen ist auch das zu gönnen. Es war schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen.

„Sehen Sie, das haben Sie nun davon, daß Sie so sehr hinter der Generalvollmacht her waren“, sagte er und reichte den Brief wieder hinüber. „Ich habe Sie ja immer gewarnt.“

Wer weiß, was er Ihnen nun schickt. Wahrscheinlich setzt er Ihnen jetzt irgendeine Bekannte als Aufsichtspasser vor die Nase. Aber Sie wollten ja nicht hören.“

„Ach, Unsinn!“ wehrte Terbrüggen ärgerlich ab. „Das glaube ich nicht. Sicher handelt es sich da doch nur um so ein Protektionskind, das etwas sucht, um seine Mußestunden auszufüllen. Ich kann die ganze Sache nicht recht ernst nehmen, beim besten Willen nicht.“

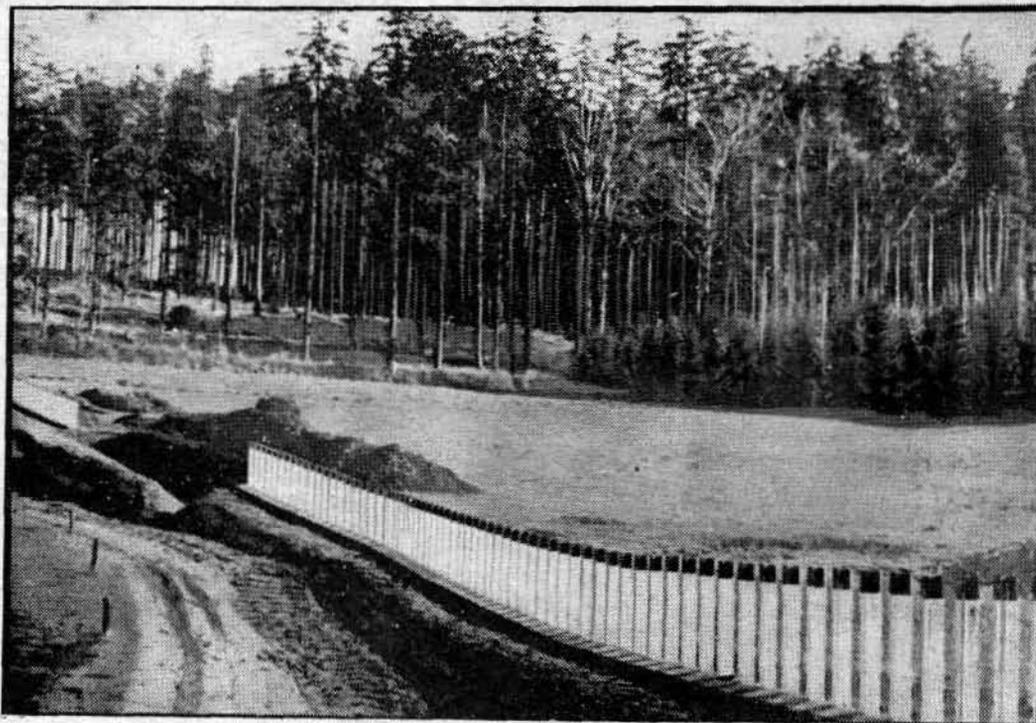
Meinders griff achselzuckend nach einer neuen Zigarette und zündete sie an.

„Dann begreife ich nicht, daß Sie sich darüber so aufregen“, warf er gleichmütig ein. „Wenn es sich nach Ihrer Meinung nur darum handelt, dieses Fräulein Unbekannt angenehm zu unterhalten, nun . . . das will ich gern auf mich nehmen“, schloß er lächelnd.

Dieser Windhund wäre unfroren genug, seine Hand auch nach Hammerkotts Tochter auszustrecken, dachte Terbrüggen und die alte Wut gegen diesen Mitarbeiter stieg wieder in ihm hoch. Herrgott, es würde der schönste Tag seines Lebens sein, wo er diesen Ballast einmal endlich über Bord werfen könnte. Aber diesmal sollte er sich doch verrechnet haben. Und wenn es zum Äußersten kommen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Tschechoslowakische Grenzverriegelung.



Nachdem wir im T. A. W. vom 30. Oktober 1937 die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Tschechoslowakische Grenzsperrung am Hegerhaus bei Jöhstadt gelenkt haben, brachte eine große Anzahl tschechischer und außertschechischer Zeitungen ebenfalls Aufnahmen von den „tschechischen Grenzverriegelungen“. Wir bringen unseren Lesern heute nochmals eine vergrößerte Aufnahme der Grenzsperrung am Hegerhaus. Links sehen wir den Weg auf deutscher Seite. (Wellbild, K.)

Pfarrmatrikel als Adressbücher und Besitzstands-Verzeichnisse.

Von Lic. Dr. Bönhoff, Dresden-Friedrichstadt.

(1. Fortsetzung.)

Mildenau und Streckewalde im Jahre 1575.

Beide Dorfschaften kamen, was wir nebenbei erwähnen wollen, auf eine gewisse Zeit durch Verleihungen der Herren von Waldenburg auf Wolkenstein an das Zisterzienser-Kloster Buch bei Leisnig, und zwar Streckewalde, oder, wie es noch 1575 heißt, Streckenwalde, 1241, Mildenau und Reichenau 1270. Reichenau ist das jetzige Oberdorf von Mildenau, das mit ihm zu einer Ortschaft verschmolz; aber noch im 18. Jahrhundert sprach man im Volke von einem „Reichenauer Marktsteige“.



Das Schäfergut (Bauer Oswald Thiele) im Unterdorf von Mildenau wurde um 1700 erbaut.

Später fielen diese Dörfer an die genannten Edlen zurück, nach deren Aussterben aber (1479) an das Haus Wettin mit dem Amtssitze zu Wolkenstein, auf dessen Schlosse ja die Herzöge Heinrich der Fromme und sein jüngerer Sohn, „Baier“ August, einige Zeit residierten. Unsere Angaben über Mildenau stammen aus dem Jahre 1575.

Früher gehörte als Filial (Tochterkirche) Königswalde zu Mildenau; als es 1557 davon getrennt war, mußten sich die Eingepfarrten zu Mildenau und Streckewalde, um den Zufall für den Geistlichen auszugleichen, zu einer „Addition“ (Zulage) verstehen. Jeder „Erbmann“ (Bauer) in Mildenau — deren gab es 64 — zahlte außer dem Opfer (Abendmahlsgeld) noch einen Groschen vierteljährlich, jeder Gärtner oder Häusler — ihrer waren es 45 — und jeder Hausgenosse (Mieter) — aus den Abgaben lassen sich 26 errechnen — noch 3 Pf., außerdem am Martinstage (10. November) einen Groschen anstatt des Dezems (Zehnten). Die Bauern waren ihrerseits wiederum sozial gegliedert. Die Matrikel unterscheidet sechs Klassen, während das Richteramt für sich allein geht. Außer dem Richter, dessen Name uns leider nicht genannt wird, treten auf 11 mit einem ganzen oder vierpferdigen Erbe (Bauerngute), Vollhufner also, 13 mit einem Dreiviertelerbe, 23 mit einem zweipferdigen Erbe, Halbhufner, 4 „Höfer“ mit einem einpferdigen Erbe, 8 Handfröner (die kein Pferd ihr eigen nannten, Kuhbauern) und 4 Wiedeleute oder Pfarrbauern.

Wir führen die Namen der einzelnen Klassen auf. Dabei wird uns eins gegenüber Geyersdorf (siehe J. E. S. Nr. 46 1937) besonders auffallen. Während hier rein „geometrisch“, wie es hieß, die Zehntung der Mecker erfolgte, so daß von jeder Hufe genau je ein halber Scheffel (Strich) Korn und Hafer gefiel, verfiel dieser Maßstab in Mildenau vollkommen.

Das Richteramt zehntete für sich allein je 18 Mehen Korn und Hafer, übrigens wie alle die anderen 63 Bauern in Wolkensteiner Maß, da sie, wie bereits bemerkt, in dieses Amt gehörten. Zu dem Gute gerechnet ward noch eine Gartennahrung, das Erbe des Thomas Teicher, wovon der Richter, den übrigen „Häuslern“ gleich, als Zehntablöse jährlich einen Groschen zu geben schuldig war. Nunmehr folgen die Namen der Bauern, abgesehen vom Richter (f. o.).

Vierpferdner:

- | | |
|--|-------------------------------|
| 1. Martinus Nestler (16 Mehen); | 5. Michael Schüffner (4); |
| 2. Michael Mahn (6); | 6. Anders Wogler (4); |
| 3. Anders Langer, nider — also im Niederdorfe — (5); | 7. Hans Schüffner (4); |
| 4. Thomas Ubbislaw (ein böhmischer Name) (6); | 8. Mathews Langer, nider (4); |
| | 9. Wolff Meyer (4); |
| | 10. Gerge Mahn (4); |
| | 11. Michael Mey, nider (4); |

Dreipferdner:

- | | |
|---|--|
| 1. Lorenz Mey, d. h. seine Witwe (6 Mehen); | 9. Anders Langer, ober — also im Oberdorfe — (4); |
| 2. Anders Fidler (6); | 10. Peters Nestler (4); |
| 3. Peter Fidler (4); | 11. Gregor Müller (4); |
| 4. Anders Teicher (4); | 12. Donatus Mey (5); |
| 5. Zacharias Fidler (6); | 13. Zacharias am Ende — rührt der Familiennamen daher, daß der Bauer und seine Vorfahren am (oberen) Ende des Dorfes wohnten? — (4); |
| 6. Wolff Mauersperger (4); | |
| 7. Kilian Nestler (4); | |
| 8. Michael Seydel (4); | |

Zweipferdner:

- | | |
|----------------------------|---------------------------------|
| 1. Caspar Müller (3); | 13. Simon Schüffner, nider (3); |
| 2. Barthel Tencher (4); | 14. Gerge Arnolt (4); |
| 3. Sobust Pulke (4); | 15. Peter Fridrich (4); |
| 4. Christuff Müller (3); | 16. Paulus Tencher (3); |
| 5. Mathews Puschman (6); | 17. Witwe des Merzen Langer, |
| 6. Simon Mahn (2); | 18. Mathews Müller gemein- |
| 7. Barthel Wogler (4); | 19. Hans Börner (4); |
| 8. Tiburgius Puschman (3); | 20. Jacobus Morgenstern (4); |
| 9. Hans Langer (5); | 21. Melchior Hanel (4); |
| 10. Paulus Roscher (4); | 22. Blasius Schmidt (3); |
| 11. Jacobus Tencher (2); | 23. Lorenz Langer (3); |
| 12. Georgius Neuber (5); | |



Das Kehrer-Haus, ein Gebäude in allfränkischer Bauweise, Mildenau Nr. 25, ist zwischen 1580 und 1600 erbaut worden. Es liegt unter Denkmalschutz. Neben Landwirtschaft wird eine Tischlerei in diesem Höfen, alten Bauwerk betrieben. Besitzer ist Fleisch- und Trichinenbeschauer Nestler.

Höfer:

- | | |
|---------------------------|-------------------------------|
| 1. Gerge Rörer (4); | 3. Simon Schüffner, ober (6); |
| 2. Michael Mey, ober (3); | 4. Ulrich Menhe (3). |

Handfröner:

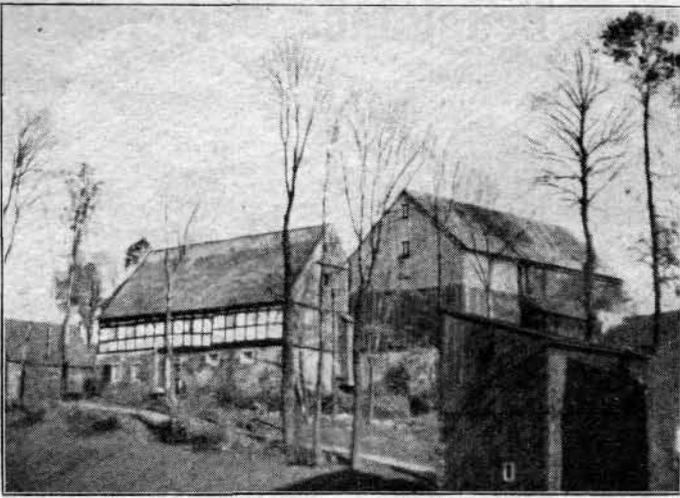
- | | |
|--|---|
| 1. Lorenz Nestler (2 Mehen, überdies 1 Gr. Pfarrzins von einem „Hayn“ oder Waldstück); | 5. Simon Rörer (2); |
| 2. Panthaleon Otte (4); | 6. Greger Puschman (2); |
| 3. Jacob Fidler (2); | 7. George Wolgemuth (2); |
| 4. Jeremias Sigel (6); | 8. Baltasar Scharschmidt (4 Mehen weißen Hafer, außerdem 1 Gr. Pfarrzins von einem Garten). |

Eine Gruppe für sich bilden

die vier Pfarrbauern,

die auch ihre besonderen Verpflichtungen gegen ihren Lehns-herrn haben. Sie heißen:

- | | |
|-------------------------------|-----------------------------|
| 1. Christuff Barth (4 Mehen); | 3. Tomas Woglers Erben (2); |
| 2. Anders Arnolt (4); | 4. Urbanus Kühnel (2). |

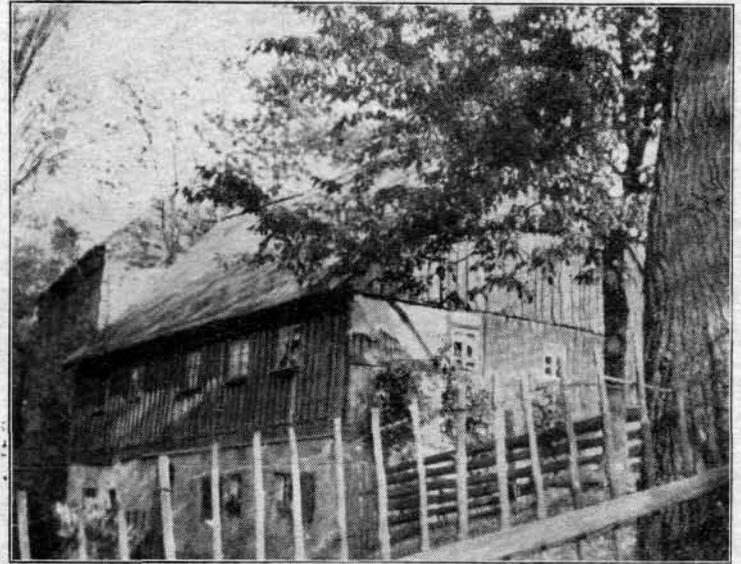


Das „Rote Gut“ (Nr. 183), in der Mitte von Mildenau gelegen und ebenfalls um 1700 erbaut, gehört dem Bauer Martin Mauersberger.

Außer dem Zehnten an Korn und Hafer, den wir eben angaben, hatten sie zu zinsen zu Walpurgis (Febr.) und Michaelis (Sept.) die ersten beiden je 6, die beiden letzten je 3 Gr., ein jeder in bar, an dem zweiten Termine alle vier ebensoviel alte Hennen und Flachs für vier Groschen. Mit ihnen war zu Pfingsten der Zweipferdner Caspar Müller (s. o.) mit vier „Füllhühnern“ wegen eines Ackerstückes des Pfarrlehns, das er in Pacht hatte, abgabepflichtig. Sene vier Wiedeleute waren zu folgenden Fronden verbunden: jeder mußte ein Jahr ums andere, also aller vier Jahre, den Krautacker allenthalben „beschicken und anrichten“, jeder jährlich einen halben Tag eggen, ferner, so oft man sie dazu erforderte, das Heu dürr machen, das ganze Getreide auf dem Pfarrgute „aufheben, binden und einführen“, doch mit geziemender Bezahlung und Beföstigung seitens des Pfarrers. Ein „Abschied“, d. h. eine Verfügung der Visitatoren vom Jahre 1575 bestimmte näher, was die Pfarrbauern sonst noch zu tun hatten, und wie sich der Geistliche verhalten sollte mit der Kost oder mit der Strafe bei etwaigem Ungehorsam. Die Belehrung stand ihm, das Gericht, hoch und niedrig, nur dem Amte Wolfenstein zu.

Der Custos (Kirchner) oder Schulmeister

bezog jährlich (zu Walpurgis und Michaelis) in Mildenau und Streckwalde von jedem Bauer 20 Pf., von jedem Gärtner oder Häusler 12, von jedem Hausgenossen 4. Vor allem jedoch gilt es hier zu beachten, daß ihm das „Gerichtsschreiben“ gehörte, „wenn er's versorgen kann“. Das trug ihm dann „ein Groses“ ein, „als nemlich von einen Kauf, zu stellen und ein zu schreiben 4 Gr.; von einer Verzicht 2 Gr.; von einen Erbegelde 1 Gr.; von einen Ungelde 1 Gr.; von einen Brief, nach einen halben Bogen 1 Gr. oder nach Gelegenheit der Personen nuhr 6 Pf.; von einer Abschrift auß dem Gerichtsbuch wirt gleycher Gestalt gegeben wie hinein zu schreiben.“ Das waren für damalige Zeiten feste und bestimmte Einnahmen, auf die er rechnen konnte, weil es rechtliche Erfordernisse waren, deren schließlich jedermann bedurfte, und die er vorher bezahlen mußte, wenn er sie erlangen wollte.



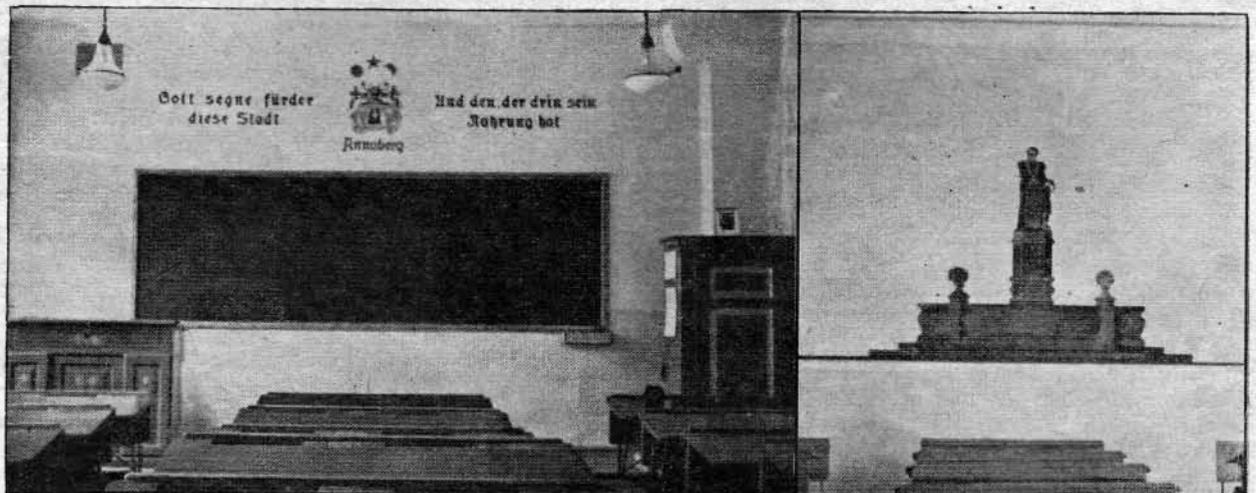
Zu den ältesten Häusern von Mildenau gehört auch das fogen. „Bräuerchulterhaus“ (Nr. 153) im Oberdorf, Melzers Erben gehörig. Es ist noch mit Stroh gedeckt und stammt aus der Zeit um 1700/1720. (4 Aufnahmen Gemeindearchiv.)

Heimatschule.

„Wer sei Hamit liebt, liebt ah sei Volk.“ Anton Günther hat mit diesem Ausspruch das Wesen der tiefen Liebe des Erzgebirglers zu seiner Heimat gekennzeichnet. Von der Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle, mit den Wäldern und Bergen, mit allem was drin lebt und webt, schlagen sich die Brücken hinüber zu Volk und Reich, und je tiefer der Mensch in der Heimat wurzelt, umso mehr wird sich das ganze Volk auf ihn verlassen können. Nicht früh genug kann darum der Mensch zu diesen lautereren und starken Quellen hingeführt werden, und in dieser Beziehung kommt der Arbeit der Schule eine besondere Bedeutung bei, der hier eine verantwortungsvolle politische Aufgabe gestellt ist. Sie muß der jungen Generation die Heimat und ihre tiefen Werte aufschließen, muß die Jungens und Mädels unauf-

dringlich mittelbar und unmittelbar hineinstellen in den Bereich dieses Gedankens, indem sie aus Vergangenheit und Gegenwart das Bild der Heimat formt, das sich den Jungen unauslöschlich einprägt.

In der Annenschule von Annaberg ist man dabei, diesem Bestreben in schöner Weise Gestalt zu geben. Das Bemühen des Leiters dieser Schule, Rektor Lindner, die Jugend über das Herkömmliche hinaus innerlich an die Schule zu binden, hat bereits seinen



(T. A. W.-Bilderdiensl.)

Ausdruck gefunden in der mit einfachen Mitteln so eindrucksvoll gestalteten Weihesstätte, die Tag für Tag die Jugend erinnert an den Opfertod vor der Feldherrnhalle, es spricht weiter zur Jugend in Form sinnvoller Sprüche und Bilder, die das Geschehen der Gegenwart festhalten und im Blickfang der Treppenaufgänge besonders wirkungsvoll angebracht sind. Nun hat Rektor Lindner ein weiteres Werk in Angriff genommen, bei dem er — wie schon bei der Errichtung der Weihesstätte — in dem Lehrer Walter Vogel einen verständnisvollen Helfer gefunden hat. Die drei Flügel der Schule sollen in ihrer Gestaltung auf die Gedanken „Kinderland — Heimat — Vaterland“ ausgerichtet werden. Wie das gedacht ist, zeigt das Zimmer 12 des 1. Stockwerks, das unter dem Leitgedanken „Heimat“ stehen wird. Freundslich in der Farbe gehalten, mit unaufdringlich bunten erzgebirgischen Fenstervorhängen versehen, macht dieses Zimmer einen überaus anheimelnden Eindruck, der noch erhöht wird durch die erzgebirgische Blumenmalerei an Pult und Schränken. Das Zimmer

ist der Barbara-Uttmann, der Wohltäterin des Erzgebirges, gewidmet und drückt dieses Gedenken überaus eindrucksvoll aus. Die hintere Wand des Zimmers nimmt eine Nachbildung des Barbara-Uttmann-Denkmals in Laubsägearbeit ein, die — wie unser Bild zeigt — vorzüglich getroffen ist und zudem in der Farbe äußerst plastisch wirkt. An der Vorderseite des Zimmers, immer den Kindern vor Augen, ist das Annaberger Stadtwappen und ein alter Sinnspruch, ebenfalls jeder Buchstabe Laubsägearbeit, angebracht, während die Seitenwand mit den Bildern des Kreisleiters und des Ersten Bürgermeisters geschmückt ist. Die mühevollen, äußerst saubere und stilvolle Laubsägearbeit hat Lehrer Vogel angefertigt, der in schöner Gemeinschaftsarbeit mit Rektor Lindner dieses erste Zimmer schuf, das in seiner wirkungsvollen Ausgestaltung richtunggebend sein soll für die Fortsetzung dieses begrüßenswerten Schaffens. Man hofft, das geplante Gesamtprojekt bis zu der in den ersten Wochen des kommenden Jahres stattfindenden Jahrhundertfeier der Schule vollenden zu können.

's Heiß an Waldsaam.

Eine Erzählung aus dem Obererzgebirge von Robert Müller (Röhschenbroda, früher Marbach bei Augustsburg).

„Harre, meine Seele, harre des Herrn.
Alles ihm befehle, hilft er doch so gern.
Sei unverzagt, bald der Morgen tagt,
Und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach.
In allen Stürmen, in aller Not
Wird er dich beschirmen, der treue Gott!

Harre, meine Seele, harre des Herrn,
Alles ihm befehle, hilft er doch so gern!
Wenn alles bricht, Gott verläßt uns nicht,
Größer als der Helfer ist die Not ja nicht!
Ewige Treue, Retter in Not, rett' auch unsre Seele,
Du treuer Gott!“ —

„B'ft — b'ft, seid schtilla ihr Kinner, seid schtilla, hört auf! Ihr wißt doch, doß unnerer gutn Muttr' a su schwaar im's Harz is!“ Su maanit da sachzahaafrigä Arnstina zu ihrn zwe Brüddern — vun dan aanr drezah, dr annera bal zwölf Gahr alt warn, die hintn an Klippsook soohn und glocknraa wie a Haadllarch zweischtimmig das Lied sanga, wos ihr fränker Batr saalig schu bei Laabzeitn als Groobgesang gewünscht hat. Ja, warim dr liewa Harrgott dan gutn Ma schu su bal vun daara Nard, vun dan Seining waggenumma hat! Doch die arma Fraa tröflet siech mit dan schien Wurt, das dr harr Pfarrner an dan Tutn sen Groob gesat: „Was ich jekt tue, weißt Du nicht, Du wirst es aber hernach erfahren!“ Wenn sifst dr liewa Sunntig ra war, un dr Batr vun dr Arwit kam, ach, da war Laabn in niedrign neiwäschea Schtiawl in klan Heißl druhm an Waldsaam, un 's grina Waldl drhinnr, dr Bugelbeerbaam drvir, drnaahm 's schiena Gartl, dos allis macht da alta haamet zun zwetn Paradies. 's war drim net za verwunern, wenn aa da Bögela in Waldl an daara Zafriednhaat mit Ataal nahma, denn 's Schwarzblattn of dr Ta un dr Jestig of'n Bugelbeerbaam schtimmittn gar oft miet ei in dann Gesang daar fröhlichn Gesicht of dr Bank viern Heißl an Waldsaam! — — — Freilich, seit dr gute Batr tut is, du liewer Gott, do is, als wenn allis ausgeschurm wär! Bis in da sinkata Nacht nei soß da arma Fraa, da Martha, mit ihrn Kinnern an Klippelsook, drnaahm da Klippelsook, un war fruh, wenn sa da Zoohl hat un oschneidn kunnt; un legit sa siech ohmst nieder, da warn ihre Gedankn be'n gutn saaling Ma un — — — bei ihrn greßten, ältstn Suh, daar schu seit vieln Gahrn nausgewannert is in da weita, ubefannta Walt — vielleicht gar of — Nimmerwiedersaah! Ach, do wur ihr su schwaar im's Harz un se schtrampelte siech uruhig of ihrn hartn Vog'r rim, doch 's war 'r, als wenn a liebs Engela dos schiena Barschl in ihr Uhr neisoogit: „Wenn alle Menschen Dich verlassen, jedoch Dein Gott verläßt Dich nicht!“ un halbblaut bewegittn siech ihra treichn Lippn un baatittn dos alta schiene Ohmdlied, wos schu ihra Eltern saalig su garn gebat:

„Herr, verschließ die Kammer und laß allen Jammer
Ferne von uns sein. Sei du Schloß und Riegel,
Unter deine Flügel nimm dein Ruchlein ein.
Deck uns zu mit Schutz und Ruh.
So wird uns kein Grauen wecken
Noch der Feind erschrecken!“

Mit dan leßt'n Wurtma warfcha eigeschlummert — — — alle Nut, allis Harzelaad za vergassn. — — Ach, wie warfch of aamool schie. Se wannlitt in en grußn weitrn Gartn mit schatting Baama, harrliche Blümeln nickittn mit ihrn blae (blaue) un rutn Köppl aus'n saftgrin Gros vir, als wullt'n ja a „Gutn Tag mittenanter“ dan Leitna zuruffn. Da liewe Sunn obr scheint haaf vun Himmel runner — je hechr sa schteigit, desto duwrigar wards, 's Bugelzeig flug aa racht

Eine langjährige Mitarbeiterin des T. A. W.,



Frau Wilhelmine verw. Günther verw. gew. Beck
geb. Langer in Schleittau,

konnte am 12. November 1937 in voller geistiger Frische und verhältnismäßig guter Gesundheit ihren 84. Geburtstag begehen. Erst zusammen mit ihrem im Oktober 1918 verstorbenen Ehemann und dann bis Ende März 1928 allein besorgte sie über drei Jahrzehnte die Vertretung und das Austragen des T. A. W. in Schleittau, bis ihr Aller mehr Schonung verlangte. Einer ihrer Söhne blieb im Weltkrieg und ihr jüngster Sohn, der SS-Sturmführer Alfred Beck-Cranzahl, verunglückte 1935 bei einem Reitertreffen tödlich. — Wir gedenken unserer ehemaligen Mitarbeiterin ehrend und wünschen ihr, daß ihr nach den vielen Wechselfällen ihres langen Lebens ein recht ungetrübter Lebensabend beschieden sein möchte. Glück auf!

niedrig, un vun weitrn schu sog m'r'sch blißn un herit's Wattr —
 — Immer naaheher kimmt 's Wattr — da Kinner piebertn
 schu sacht, aa 's Mütterla — do of aamol — Troppn wirfts
 schu arbjengruß — of aamol — a hallr Bliß — a darbr
 Schloog — — „Sei is Gott genadig“ — 's hoot eige-
 schloong! — — 's Mütterla drwachit — — 's war ner a
 Traam. — Mit dr schwieling Hand wischt sa na Schwaaf vun
 ihr müdn Schtirn.

* * *

Un jenem Abend sehen wir am plätschernden Grenzbad
 des Erzgebirges, der sich im Grunde dahinschlängelt, jenseits
 der weiß-grünen Pfähle auf schmalem Wege eine schlantge-
 wachsene Mannesgestalt eilig dahinwandern, bergaufwärts zum
 Häuslein droben am Waldsaum! — Wer mag es sein? Was
 mag ihn in jenes weltentlegene, von aller Welt schier ver-
 gessene Dertlein, in jenes einfache, mit Stroh gedeckte Bock-
 häuschen noch in stiller Nacht dahinaustreiben? — —

* * *

Doch zurück ins Kämmerlein! Bei ihrem Aufwachen hörte
 die Mutter ein Rütteln und ein Pochen, daß es ihr schier un-
 heimlich wurde. „Waar sullt a su schpööt noch in dr Nacht
 siech bis do naus zun Heisl vrlaafen? Waar sullt do draußn,
 wu iße Nut un Harzelaad wuhnit, a was za suchn hoom?“,
 so fragit siech da Alta fir siech. — 's puchit wieder — aa schtär-
 ker. Do gieht da Mutta hie an's Fanstarla, guckt no, ob dä
 jemand untu wär. — Un wahrlich, drunt vir dr Haustür
 schtand a hucha Masperschu un wullt neigelassn sei. Sa
 nimmts Gaklamp un tratscht drmiet no, aufgeschließn. —
 „Waar is dä draußn su schpööt?“, maanit sa halbblaut un a
 wing ängstlich. — 's goob faa Antwort. — Sa frögit noch
 aamool. Do ruft's: „Mach auf; 's ist zwar ein Unbekannter,
 aber Dir, Mutter, doch Wohlbekannter!“ Soll sa odr soll sa
 net? — — „Ich bin's, Dein Andreas!“ „W — wo — wos,
 m — mei — mei Anneres, — mei Anneres — mei Suh!“ Su
 bekitt da Alta, un aaglganz vir Schrad hätt sa bal 's Lamp
 aus ihrer piweritn Hand wagfalln loosn; doch se kam bal
 wieder zu siech un schub na grußn biegena Holzriegl an dr zwe-
 taaling Haustier ehinner in Sims, un rei mit eiling Schrittn
 tritt a grußer, schlanker Ma —, a Raasetasch in dr Hand —
 's war ihr Suh — dr Anneres — wie 'r leibt und laabit!
 War dos a Wiederfaah! Ar schtärzt of sei alts Mütterla zu,
 brat seine Arm aus un hält die treia Seel, die suviel Harze-
 laad drfahrn, lang imschlossen, harzitt un drikett enaner a
 ganze Weil, obr faans bracht vir Heiln un Schluchzn a aanzgs
 Wörtl vir, bis endlich da Mutter drinna in Schtiwel an dr
 Ufnbank schtammlit: „Bist du's wirklich, Anneres, obr is ner
 a Traam?“ Obr 's war sei faa Traam. Un manichs Zaachn
 loff dr Altn übr da Badn rei, sa schtraacht ihm Suh un
 maanit aus laut Frad: „Dr Harr seng Dein' Eigan!“

Un wie gar noch die annern Kinner ihrn Anneres, vun
 dan sa su oft drzöhln hörin, wie 'r schu als Gung of seinr
 Flöt Harz un Seel drquickit un da Lei drfraat hätt, erblickin,
 hört, do war sei meh Saaliglaad in niedrig Heisl, als in
 manning scharmanten Schloß drinna in dr Grufschadt, un das
 alte treie Nag dr gutn Muttr gelänzit heit hallr un schennr
 wie sif da slimmeritn Lampla of dr agepußtn Weihnachts-
 tripp! — Freilich ful al grußer Wermittstroppn nei in da
 Frad, als dr Anneres hörin, doß dr guta Vat fir immr sein.
 Ang geschlossn, un a gruße Traan ful na in sen grußn Bart.
 — Wos warsch obr, doß dr Anneres da gute alte Haamet net
 vrgessn hot? — — Su docht aa sei Mutterla, die siech
 naahma hiesehit ofs Kanapee, un aus ihrn Nag war za laßn,
 doß sa racht garn wissen möcht, wie 's ihrn Suh in daare
 lange Zeit draußn in dr weitrn Walt drgange war. — Un ihr
 Anneres verchtand seinr Muttr Angschproch, wußt, wos sa of
 ihrn Harzn hoot. — — Doch lossn mr na salwercht drzöhln:
 Ar rickt wuhlgfällig wett an r na, da Geschwister drim
 rim, un 'r fing a:

„Mutter, ich weiß, was Dich bedrückt, und Du sollst er-
 fahren, wie wunderbar mich Gott geführt hat. Reichlich vier-
 zehnjahre sind es her, seitdem ich mit meiner in's Taschentuch
 geschlagenen Flöte unserm Stübchen Lebewohl sagte, ausge-
 rüstet, wie Du weißt, nicht mit Geld und Gut, desto mehr
 aber des seligen Vaters guten Lehren. Ich zog von Ort zu
 Ort, von Land zu Land, freilich anfangs von manchen Leuten
 wegen meiner Kleidung und ärmlichen Aussehens mit fast
 scheelen Blicken verächtlich gemustert. Um mich weiter in der

Musik auszubilden, besuchte ich, durch barmherzige Hand un-
 terstützt, eine Musikschule und kam dann in ein größeres
 Stadtorchester. Der Verdienst war erst recht färglich. Aber
 dann fand ich eine einträgliche Stelle im Süden.

Ich kam gut vorwärts, und jetzt geht es mir sogar recht
 gut.

's alta Mütterla schittlit in anewag ihrn Kup, un man-
 nichs Zaachn lofft ihr ihre Badn rei.

„Ja — und nun bin ich zu euch gekommen, um euch alle
 zu meiner Hochzeit einzuladen. Ein liebes Mädel will meine
 Frau werden und dich, liebe Mutter, mit den Kleinen bei uns
 aufnehmen. Wir wollen dir einen schönen Lebensabend be-
 reiten und du sollst dich wohlfühlen bei deinen Kindern.“

De Alte un aa de Kinnr warn bei daare Drzöhling wie
 verschtaanert, un aus ihrn ogehärmten Gesicht do guckt heit 's
 erschte Mol wieder seit Monatn lautersch Gelick un hallr
 Sunneschei. „Jessis, jessis —“ maanit sa, iech wuß vir Frad
 gar net, ob allis ißa aa ner a Traam obr Wahrhit is!“

* * *

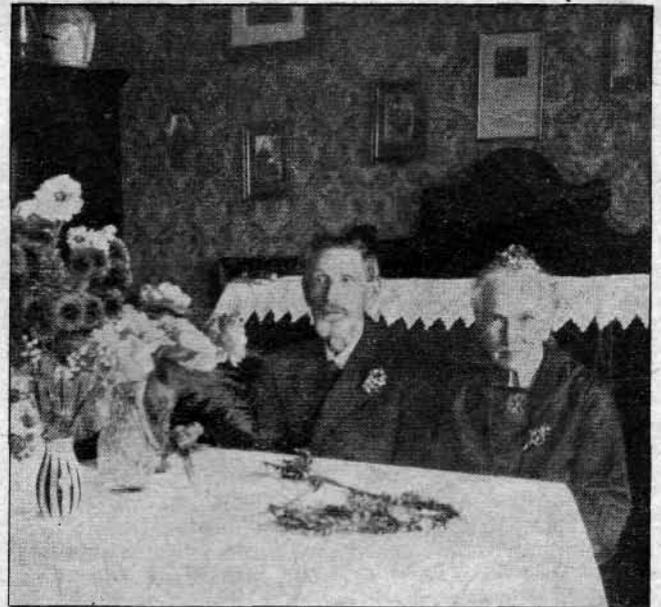
Ein herrlicher Frühlingmorgen war's, warm schien die
 Sonne auf die Erde und meinte es gut mit allen ihren Men-
 schen- und Blumenkindern. Geschäftige Hände sind es, die
 im Garten frisches Frühlingsgrün, die Erstlinge seliger Maien-
 zeit, pflückten, um damit nach altem Brauch und des Volkes
 Sitte des Hauses Tor und Tür zu schmücken. Denn heute ist
 Festtag! Bereits am Vormittag fahren Wagen vor, denen
 fröhliche Hochzeitsgäste entsteigen, um teilzunehmen am Ehren-
 und Hochzeitstage von des Hauses einzigem Töchterlein, heim-
 geführt von Andreas . . . „dem Musikanten aus dem „Heisl
 an Waldsaam im Beberg!“

Inmitten all der Pracht und Herrlichkeit, all der Freunde
 und Gäste, all der fröhlichen Gesichter schaute ein treues
 Augenpaar überglücklich zu Sohn und Tochter, die Augen der
 guten Mutter.

*

Heute noch stehen die alten Tannen auf waldiger Höhe,
 und noch bis vor kurzer Zeit stand auch noch das „Heisl an
 Waldsaam“.

Goldene Hochzeit in Annaberg.



Friedrich Gustav Ullrich und Frau Emilie geb. Fischer
 konnten am 30. Oktober 1937 in Gesundheit und Rüstigkeit das
 goldene Reis tragen. Ihrem Leben war die Arbeit ein steter Be-
 gleiter. Drei Söhne und ein Schwiegerlohn waren Fronkämpfer
 im Weltkrieg. Während die Söhne gesund aus dem Völkerringen
 zurückkehrten, hatte sich der Schwiegerlohn ein ernstes Leiden
 zugezogen, dem er später erlegen ist. 31 Jahre wohnt das Jubel-
 paar Rudolf-Keller-Straße 15. Dort, wie vorher in Frohnau, war das
 T. A. W. ständiger Gall in ihrem Heim. Wir danken für diese dem
 Heimatblatt gehaltene Treue und hoffen noch recht viele Jahre
 mit dem Jubelpaare verbunden zu bleiben. Alles Gute für einen
 recht gesegneten Lebensabend. Glück auf!